DANIEL GLATTAUER

Die Vögel brüllen

Buch

Zusammensetzung: 175 Kolumnen und Essays zum Zweikampf des Alltags mit sich selbst. Wirkungsweise: Weltschmerzstillendes Mittel gegen Trübsinnigkeit, Abstumpfung, Unsensibilität, Ignoranz, Menschenscheu, Wiedergabe von Sprachschrott und Wetterfühligkeit. Art der Anwendung: Lesen. Dosierung: Wenn vom Buchhändler nicht anders empfohlen, täglich drei bis 30 kurze Geschichten vor dem Einschlafen und nach dem Aufwachen. Bei Winterdepression 30 bis 100 Geschichten. Am Ende wieder von vorne anfangen. Auswirkungen: Sie erlernen das Absingen von „Stille Nacht". Sie treten dem „Club der Freunde der zeitlich begrenzten Frist für die vollständige Lieferung bestellter Möbel" bei. Sie können aus einer Pfütze Rotwein ostbolivianische Zwergmaracuja herausschmecken. Und Sie wissen, warum die Vögel heute nicht mehr singen, sondern brüllen. Nebenwirkungen: *Die Vögel brüllen* ist im Allgemeinen gut verträglich. In Einzelfällen kann es zu Überdehnungen des Lachmuskels, feuchten Augen und spitzen Schreien in der U-Bahn kommen. Aufbewahrungshinweis: Nachttisch, Kommode, Handgepäck. Haltbarkeit: So lange es Österreich gibt und Deutschland sein großer Nachbar ist.

Autor

Daniel Glattauer wurde 1960 in Wien geboren und ist seit 1985 als Journalist und Autor tätig. Bekannt wurde Glattauer vor allem durch seine Kolumnen, die im so genannten »Einserkastl« auf dem Titelblatt des Standard erscheinen und in Auszügen auch in seinen Büchern »Die Ameisenzählung« und »Die Vögel brüllen« zusammengefasst sind. Seine beiden Romane »Der Weihnachtshund« und »Darum« wurden mit großem Erfolg verfilmt. Der Durchbruch zum Bestsellerautor gelang ihm mit dem Roman »Gut gegen Nordwind«, der für den Deutschen Buchpreis nominiert, in zahlreiche Sprachen übersetzt und auch als Hörspiel, Theaterstück und Hörbuch adaptiert wurde.

Von Daniel Glattauer außerdem bei Goldmann lieferbar:

Gut gegen Nordwind. Roman (46586)
Darum. Roman (46761)
Die Ameisenzählung. Kommentare zum Alltag (46760)
Der Weihnachtshund. Roman (46762)

Daniel Glattauer

Die Vögel brüllen

Kommentare zum Alltag

GOLDMANN

Die *Kommentare zum Alltag*
sind in der Tageszeitung *Der Standard* erschienen.

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Oktober 2010
Copyright © der Originalausgabe
by Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2004
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagcollage: Getty Images/DEA PICTURE LIBRARY
KA · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-47243-7

www.goldmann-verlag.de

Aug in Aug mit Désirée

Unlängst war ich bei meiner Henne. Sie hört auf den Namen Désirée. Zugegeben – *alle* 320 Hennen hören auf den Namen Désirée. Alle 320 im Hühnerstall der Frau Rosa Kumpusch in Ettendorf bei Stainz im Schilcherland in der Südweststeiermark.

Alle 320 Hennen hören überdies auf den Namen Auguste, Daphne, Clementine. Sisi, Mitzi, Gerli. Katja, Anja, Tanja … Um die Sache zu verkürzen: Jedes Huhn hört auf jeden Namen. Stellt man sich in den Stall der Frau Rosa Kumpusch und ruft irgendeinen Namen, bleibt allen 320 Hühnern schlagartig das Gackern im Halse stecken, sie drehen ihre Köpfe her und warten angespannt, was passiert. Es passiert nichts. Sie warten zwei Sekunden. (In der ersten vergessen sie, worauf sie warten. In der zweiten, dass sie warten.) Dann gehen sie gackernd ihrer jeweiligen Untätigkeit nach.

Meine Henne heißt Désirée – weil auch *sie* sich angesprochen fühlte, als ich im Hühnerstall »Désirée« rief. Die Hühner dürften übrigens weder miteinander verwandt noch verschwägert, sondern identisch sein, frisch der Vervielfältigungsmaschine entschlüpft. Sollten Sie sich fragen, wie ich Désirée von ihren 319 Plagiaten unterscheiden konnte und kann, so möchte ich Ihnen höflich mitteilen, dass das also wirklich mein Problem ist.

Es war nicht meine Idee, mit Désirée Kontakt aufzunehmen. Ich wurde sozusagen angeworben. Auf einer

Eierpackung in einem Wiener Supermarkt stieß ich bei der obligatorischen Suche nach dem Wörtchen »Freilandhaltung« auf die Banderole »Schilcherland«, ein Verein, welcher lokale Spezialitäten gehobener Qualität zu vermarkten versteht. Text der Animation: »Kommen Sie doch, besuchen Sie die Henne, die Ihr Frühstücksei legt!« – Das traf sich gut. Die wollte ich immer schon kennen lernen.

Treue Freunde versuchten mich zurückzuhalten. »Nimm's nicht so wörtlich«, meinte einer. »Die Henne deiner Eier wirst du niemals finden«, prophezeite ein anderer. Aber da stand mein Entschluss schon fest: Ich musste sie sehen.

Ich fühle mich einer Konsumentengeneration zugehörig, in der das Vergnügen am Essen nicht mehr daran gemessen wird, wie gut es schmeckt, sondern daran, woher es kommt – und wie gut es ihm vor der Verspeisung ergangen sein mag. Bezüglich des Vorlebens von Gemüse hält sich meine emotionelle Zuwendung in Grenzen. Dem Angebot: »Besuchen Sie die Kartoffel, aus der Ihre Pommes frites geschnitten werden«, hätte ich wahrscheinlich widerstehen können. Handelt es sich aber um Tiere, über deren missliche Lage auf dem Teller weder mit Grillgewürzen noch mit Panier hinweggetäuscht werden kann, so sollten diese wenigstens zu Lebzeiten auf ihre Rechnung gekommen sein, meine ich. Angeblich schmecken sie dann auch besser.

Die Reise führte mich in eines der schönsten Hügelländer des Kontinents. Bitte überzeugen Sie sich nicht selbst! Der Reiz der steirischen Weinstraßen liegt im Verborgenen. Genau dort soll er bleiben.

Das Schilcherland entpuppte sich als Mekka glücklicher Hühner. Sechzehn Betriebe konnten betreten werden, knapp fünftausend Hühner waren zu besichtigen. Da ich der einzige Huhnbesucher an diesem Tag gewesen sein dürfte, galt mir seitens der Hühnerschaft die volle Aufmerksamkeit. In Weinberg bei Franz Zöhrer erlitt ich beim Anblick seiner vierhundert kraftstrotzenden und allzeit legebereiten Hennen die erste geistige Cholesterinvergiftung. Am liebsten hätte ich sie alle mitgenommen, alle Eier natürlich. Was sollte ich mit vierhundert Hennen?

Die Produktionsrichtlinien ermöglichen den Tieren eine Art Club-Méditerranée-Dasein auf Lebenszeit: »Mindestens zehn Quadratmeter Auslauffläche pro Huhn, davon mindestens acht Quadratmeter begrünt. Ausreichender Sonnenschutz, Sandbad, transportable Tränken …« Fehlt nur noch der Golfplatz.

Es soll hier keine Diskussion über die Intelligenz von Hühnern geführt werden. Der Freiheitsgedanke von Freilandhennen erschöpfte sich zum Zeitpunkt meiner Visite jedenfalls darin, geschlossen auf die Freiheit zu verzichten, die Nähe der geöffneten Türen zu meiden, sich im Stallinneren Leib an Leib zu pressen, um im Akkord Körndln zu fressen, übereinander an tropfenden Wasserhähnen zu zapfen, zu viert die Nester zu besteigen, im Team Eier zu legen und auch sonst alles zu tun, was diametral jener Freiheit entgegengesetzt war, die ich meinte und die sie hatten. Doch sie waren glücklich dabei.

Ich bilde mir nichts darauf ein – aber ich erfuhr in wenigen Minuten mehr über ihr Leben, als sie selbst

je davon mitbekommen würden. Steirische Legehennen werden viereinhalb Jahre alt, aber nur theoretisch. Zwanzig Wochen nach der Geburt produzieren sie die ersten Eier: schon schön oval, aber nur Kategorie fünf, das sind die kleinsten. Dann folgen fette zwei Jahre. Hundertprozentige Legeleistung hieße: ein Ei pro Tag pro Henne. Aus traurigen Batteriehennen werden mittels nächtlicher Light-Shows 98 Prozent Leistung herausgeboxt. Ungestresste Freilandhühner schaffen nur 70 Prozent. Dafür sind die Eier besser, die Dotter gelber, die Preise höher. Nach zwei Jahren nimmt die Legeleistung ab. Eine Henne, die nur noch jeden dritten Tag Eier legt, lebt bereits deutlich über ihre Verhältnisse – und deshalb nicht mehr lang. Ihre Perspektiven: Suppenhuhn, Hundefutter, Tierkörperverwertung.

Aber reden wir von Erfreulicherem. Désirée hat vor meinen Augen ungeniert ein Ei gelegt. Es war noch warm. Ich durfte es haben, sie konnte nichts damit anfangen.

Wir sind so verblieben, dass ich bei Gelegenheit wieder vorbeischauen werde. Vielleicht verschlägt es Désirée auch einmal in meine Gegend. Wer weiß, vielleicht organisiert sie eine Gegenveranstaltung nach dem Motto: »Besucht die Menschen, die eure Eier zum Frühstück fressen.«

Sodala

Sonja ist Hamburgerin, lebt in Wien und kann Österreich mit einem einzigen Wort beschreiben: »Sodala.« Es ist ihr Lieblingswort, ihre Ohren sind süchtig danach. »Sodala« kommentiert eine österreichische Erledigung, die sich etwa von der norddeutschen dadurch unterscheidet, dass sie sich von selbst erledigt, weil dem Erlediger mitten im Erledigen die Lust vergeht oder die Luft ausgeht. Dann sagt er »Sodala«. Um »Sodala« zu begreifen, sollte man es in seine drei Teile zerlegen:

»So« hat abschließende Wirkung. Es ist die Abkürzung von Sonntag und heißt, man will in Ruhe gelassen werden.

»Da« hat wegschiebenden Charakter. Es ist die Kurzform von: »Da habt ihr, macht euch den Dreck selber«, beschreibt also den gelungenen Abnabelungsprozess von der zu erledigenden Sache.

»La« ist die nationalste der drei Silben. Es ist die Abkürzung von »Lalala«, die Kurzform von »Land der Berge« oder »lapidar« und der Ausdruck eines Gemütszustands á la »Soso lala«. Am Ende eines Wortes nimmt »la« demselben die Schärfe, spielt locker drüber, verharmlost seinen Inhalt, degradiert jede Sache zur Nebensächlichkeit. Nichts ist zu wichtig, um nicht erledigt zu sein. Weg damit. Sodala.

Winnies Weltsager

Die 12-jährige Winnie aus Scheibbs im Mostviertel hat vor einigen Tagen einen großen Satz gesagt. Die Eltern sollten ihr das Patent darauf sichern, denn es dürfte sich um die Weltpremiere dieses Ausspruchs gehandelt haben. Es besteht kein Zweifel daran, dass Winnies Wortfolge noch zigmilliarden Mal wiederholt und in alle Sprachen der Erde übersetzt werden wird. Immer wenn junge Leute mit ihren Forderungen auf erziehungsberechtigtes Unverständnis stoßen – und daran sollte sich so bald nichts ändern –, werden gute Chancen bestehen, dass Winnies Satz wieder fällt. Um Bill Gates in finanzieller Hinsicht abzulösen, müsste es Winnie gelingen, pro Ausspruch ihres geschützten Zitats zehn Cent Nenngebühr einzustreifen. Freilich handelt es sich bei ihrem Sager um einen so genannten Longseller, der erst in einigen Hundert Jahren zu einer steten rebellischen Floskel reifen wird. Noch ihre Nachkommen in der sechsten Generation könnten also von den Tantiemen leben.

Samstagabend. Winnie wollte zu einer Party. Der Vater war dagegen. Winnie: »Um zwei bin ich wieder da.« Vater: »Nein, ich hole dich um elf Uhr ab.« – Da nun wurde Winnie wütend und sprach voll Bitterkeit: »Das sind ja Methoden wie im 20. Jahrhundert!«

Wein und Worte (I)

Wein ist nicht mehr Wein, und zwar im Eiltempo. Früher war höchstens ein Roter kein Weißer, ein Liter kein Doppler und ein Alter kein Heuriger. Mittlerweile werden wir auf hohem Niveau weinakademisch abgerichtet, kennen alle wichtigen Nittnäuse jeder Region, haben Respekt vor pokalgroßen Gläsern, in denen uns sündteure Pfützen verabreicht werden. Unsere Turbozunge unterscheidet rund von eckig, pelzig von unbehaart und vollmundig von leerkehlig. Auch an das Attribut »gut trinkbar« haben wir uns gewöhnt. (»Schlecht trinkbar« wäre etwa ein Wein, bei dem der Korken noch in der Flasche steckt.) Derzeit terrorisieren uns die Fruchtzuordnungen. Kein guter Wein, der nicht gleichzeitig eine leichte Zitrus-, Marillen- und Weichselnote aufweist, der nicht am Gaumen nach Johannis- und Stachelbeere schmeckt und seinen Abgang mit Mango, Granatapfel und ostbolivianischer Zwergmaracuja feiert. Das Phänomen: Je mehr Obst vom Kenner aufgespürt wird, desto mehr spüren wir ihm nach (desto teurer darf der Wein sein). Aber irgendwann wird sich ein Weinpapst verraten. Irgendwann wird er zugeben, dass der Wein ganz leicht, ganz fein, ganz hinten am Gaumen nach Weintraube schmeckt.

Wein und Worte (II)

Wie berichtet, ist Wein nicht mehr Wein, weil die Qualität derart steil angestiegen ist, dass der Preis senkrecht hinaufklettern musste, um den Abstand zu vergrößern. (Er hat es geschafft.) Dafür sind wir Konsumenten von Tschecheranten zu Weinakademikern mutiert, haben große Ehrfurcht vor dem je nächsten Schluck und erkennen darin alle Fruchtnoten, die uns die Weinliteratur vorschreibt. Und hieße es: »Im linken hinteren Nasenflügel Anleihen an oxidierende Radkappe, am Gaumen feines Spiel aus Kautschuk«, dann würden wir auch dies geschmacklich nachempfinden und zu würdigen wissen. (Die Erklärung wäre, dass der Zweigelt mit einem Autoreifen im Holzfass ausgebaut wurde.)

Ein weiterer Trend bei der Sezierung des Weines stimmt uns allerdings skeptisch. Es ist dies die Unterscheidung zwischen »Männer«- und »Frauenwein«. Geht es nach strengen Winzern, sollten Frauen niemals St. Laurent trinken (wegen seiner brutalomaskulinen Tabaknote). Und Männer müssen sich neuerdings für Muskateller, Traminer und Riesling belächeln lassen. Das ist diskriminierend. Es erinnert an die graue Vorzeit, da er ihr unter Einfluss von »Bürgerstolz« Samos und Ribiselwein einflößte.

Sturm-Warnung!

Über dreißig Grad hört sich alles auf. Unter zehn Grad fängt erst gar nichts an. Doch für dazwischen sollte uns langsam etwas einfallen. Denn die fünf Buchstaben sind wieder ins Land gezogen. Das geschieht immer, wenn das Sonnenlicht vergilbt. Die Ventilatoren stehen dann still und lauschen. L. niest erstmals. B. schnäuzt sich endlich. H. befindet sich bereits im Krankenstand.

Der Rest redet sich noch erfolgreich ein, erholt zu sein. Aber was nützt ein Jahrtausendsommer, wenn er weg ist? Die staubigen Jacken vom Vorjahr rücken uns auf den Leib. Im Radio nimmt einer das scheußliche Wort »Schneefallgrenze« in den Mund. Das macht er absichtlich, damit sie sinkt. Bald legt er noch eines drauf und streut die »Kettenpflicht« ein. Irgendwann werden wir in der Nacht aufwachen, und es ist Tag. Das macht uns Angst. Der gewisse 24. ist heuer ein Mittwoch, tröstet der Kalender.

Draußen tut es indes so, als wäre alles beim Alten. Es finden sich noch vereinzelt wirre Wespen, denen man das erzählen kann. Aber die Warntafeln vor den Wirtshäusern sind bereits aufgestellt. – Darauf die gnadenlosen fünf Buchstaben, oft mit Kreide auf schwarzem Hintergrund, die Insignien des Herbstes. Sturm. Es gärt. Wo verstecken wir uns?

Kürbishysterie

Heute ein bisschen Trost für all jene, die das Gefühl haben, sie werden in ihrer Bedeutung für die Menschheit unterschätzt. Halten Sie durch, machen Sie weiter wie immer! Denn irgendwann kann es Ihnen ergehen wie der weltgrößten Beere.

Wir kennen den Kürbis, seit es uns gibt. Herbst 1950: Er liegt auf den Feldern. Herbst 1960: Noch immer. Herbst 1970: Gelb, aber uninteressant. Herbst 1980: Ein Blutzer neben dem anderen, aber wozu? Herbst 1990: Halloween erreicht uns und adoptiert ihn. Er wird vor allem für das geschätzt, was man ihm herausschneidet (Zähne, Augen). 2000: Halloween bricht seuchenartig aus, wie einst der Fasching. Der Kürbis wird zum Statussymbol österreichischer Allerheiligenglückseligkeit.

Herbst 2003: Kürbishysterie! Rote, gelbe, grüne, orange allerorts, in jedem Garten, auf jedem Tisch, in jeder Suppe, in jeder Auslage. Küchen werden speisekürbisgerecht umgebaut. Täglich kann man fünf Sorten mehr essen als noch am Vortag. Der Rest ersetzt gnadenlos alles, was sich wo hinlegen lässt, als wäre Design nie gewesen. Noch beglückt der Kürbis den Österreicher, bald wächst er über ihn hinaus. Am Ende kehrt er nach Amerika zurück und wird Gouverneur.

Bürger gegen Nebel

Das gibt es doch nicht, dass die Menschheit heute zwar bald mit Handys fernsehen kann, aber an der Beseitigung primitivster Inversionswetterlagen scheitert und offenbar noch gar keine ernsthaften Versuche unternommen hat, Nebelbänke zu versenken. Das kann nur im Interesse der Antidepressivaindustrie sein. Denn längst wissen nicht nur unsere Ärzte, sondern auch wir, dass das stärkste menschliche Gemüt an Serien von Tagen zerbricht, an denen Menschen mit langen Armen diese nicht ausstrecken können, ohne ihre Hände aus den Augen zu verlieren. Wenn es dazu von der Hohen Warte aus heißt, an sich wäre es draußen sonnig, es herrsche prächtiges, für diese Jahreszeit sogar viel zu warmes Bergwetter, sodass die Gämsen ins Schwitzen geraten, nur leider halte sich über den Niederungen, wo die Menschen leben, »teils beständiger«, nämlich der ewige Allerseelen-Nebel, dann stellt sich schon einmal die Frage: Warum löst den Dreck keiner auf? Kennen wir die chemischen Eigenschaften von Dunst nicht? Steinwände können wir durchbohren, sollen wir an Wasserwänden scheitern? Wo ist die Verantwortung des Gesundheitsministeriums? Sollen wir uns im steten Nieseln zugrunde mieseln?

Zehenverkehr

Die Musik von Hitradio Ö3 kann man nur bei Stromausfall ertragen. Restaurants, in denen sie gespielt wird, sollten freiwillig in Konkurs gehen. Oder wir werden einmal einen Musterprozess wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses, Störung der Abendruhe oder »Quälen eines Konsumenten während der Mahlzeit« anstreben.

Wie angenehm heben sich da die Verkehrsnachrichten ab! Wie überhaupt diese Botschaft von der Straße uns weit unter ihrem literarischen Wert verkauft wird. Ohne sie wäre weder »Dichternebel« noch gäbe es »Zehenverkehr«.

Dichternebel auf der A1. Das bedeutet: Poesie über der Autobahn. Leichte Gedanken fließen, schwere wälzen sich mehrspurig (zum Beispiel) nach Amstetten. Hie ein Stau an der Stelle des Baues, da ein Schaden am Bleche, dort ein Fernlichtlein am Horizont. Der Nebel löst sich auf, der Dichter hat die Autobahn verlassen. Da wird uns mitgeteilt: Ein Ö-Driver meldet Zehenverkehr auf allen Zufahrtsstrecken. Das bedeutet wohl: Herkömmliche Liebkosung am Rücksitz ist nicht mehr gefragt. Autofahrer schwören auf Zehenverkehr. Endlich Bewegung in den Socken. Gut für die Durchblutung. Ideal für den Singlehaushalt. – Respekt vor der Verkehrsleitzentrale!

Ehrlich lügen (I)

Der Charme der österreichischen Sprache liegt unter anderem in ihrer entwaffnenden Offenheit. Eine besondere Spezialität sind Satzeinleitungen, die genau das Gegenteil von dem behaupten, was sie bedeuten, ohne dabei auch nur ansatzweise ironisch zu sein. Das ehrlichste österreichische Eigenlob beginnt mit den Worten: »Ohne mich selber loben zu wollen …« Will man jemanden beleidigen, so sage man: »Ich will dich jetzt wirklich nicht beleidigen …« Hat man etwas gegen jemanden, so verwende man: »Du weißt, ich hab nichts gegen dich …« Will man einfach nur etwas sagen, so wähle man: »Ich will ja nichts sagen …« Bekennt man sich dazu, etwas sagen zu wollen, wonach man freilich niemals gefragt werden würde, so entscheide man sich für: »Wenn du *mich* fragst …« Muss man davon ausgehen, dass keine Meinung weniger gehört werden will als die eigene, so wage man: »Wenn ihr meine Meinung dazu hören wollt …«

Hat man das Gefühl, die Einleitung einer Rede gut hinter sich gebracht zu haben, und freut man sich schon auf den Hauptteil derselben, so leite man diesen mit den Worten ein: »Und damit komme ich langsam zum Ende meiner Ausführungen.«

Ehrlich lügen (II)

Unlängst haben wir hier beliebte österreichische Einleitungen gesammelt, die verraten, dass genau das Gegenteil von dem der Fall ist, was sie behaupten. Ohne uns selbst loben zu wollen – das haben wir gar nicht so schlecht gemacht. Trotzdem ist es einigen Lesern gelungen, mit weiteren unverzichtbaren Sprüchen Teil zwei von »Ehrlich lügen« herauszuschinden.

Sätze, die mit »Ohne« beginnen, stehen prinzipiell mit einem Bein in der Unwahrheit. Unverschämte Distanzlosigkeiten begeht man am besten mit den einleitenden Worten: »Ohne Ihnen nahetreten zu wollen …« Will man unverschämt sein, nehme man: »Ohne unverschämt sein zu wollen …« Das Gleiche funktioniert mit »aufdringlich« und »lästig«.

Sucht man Streit, hat man mit »Ich will jetzt nicht streiten …« sein Ziel schon fast erreicht. Um gewichtigen Worten einen Dauerspeicherplatz im Gehirn des Adressaten zu sichern, verwende man: »Vergiss es einfach!«

Kollege L. erinnert uns an das wahrscheinlich schönste österreichische Geständnis, an dem man gut erkennt, wie viel Zwang sich einer antut, um den anderen mit einer Lüge zu verschonen. Es lautet: »Ich muss dir ehrlich sagen …«

Stille Nacht (Probe)

Und wie werden Sie's diesmal anlegen? Sind Sie bei Ihnen daheim der Einstimmer? Dann wählen Sie unbedingt einen Ton in der Mittellage, es geht dann mächtig hinauf und hinunter. Einer der schwersten Fehler ist es, zu lange am Eröffnungs-»i« zu verweilen. Das führt zu einem Schtiii-iiilllle, bei dem Ihnen das »L« außer Kontrolle gerät. Wir empfehlen: Schtiii-hiele (Nacht). Mit »H« und langem »I« fangen Sie sehr schön das »L« ab.

Es folgt eine flüssige Passage mit sanften Höhen: heilige Nacht, alles schläft, einsam wacht … Kritisch wird es erst wieder beim ersten »I« von Schlaf in hiiimmlischer. Da haben Sie den höchsten Punkt erreicht. Krächzen an dieser Stelle kann ein Fest versauen. Bitte streichen Sie Karel Gott aus Ihrem Gedächtnis und Johannes Heesters aus Ihrer Nase! Nun folgt die schönste Stelle: Der Terz-Schlenzer des »U« bei Ruuu-uuuh. Verwenden Sie ruhig beide Hände, räumen Sie aber nicht den Christbaum ab. Der schwerste Ton ist der allerletzte. Da rächt es sich, wenn man zu tief begonnen hat. Messen Sie sich nicht mit Lee Marvin, sondern raunen Sie einfach sanft: Ruuuh. Für die zweite Strophe legen Sie am besten Bing Crosby auf, der hat's ganz gut getroffen.

Die Götter auf Weiß

Österreichs Skilehrer sind schneidige Kerle. Sollte ihr Mythos in der folgenden Betrachtung überzogen sein, so handelt es sich um reine Eifersucht des Autors.

An dieses Thema muss man vorurteilsfrei herangehen. Ich selbst bin völlig objektiv. Ich hatte nie einen Skilehrer. Ich brauchte keinen. Ich war a) keine Urlauberin. Ich fand b) mittel- bis bergstationäres Tirolerisch widerstehlich. Auf Anhieb per du war ich c) mit mir selbst. Und in der Nacht schlief ich d) allein. Meistens. Jedenfalls hatte ich nie das Bedürfnis, neben einem Skilehrer zu erwachen und mir e) seine Zahnbürste auszuleihen.

Also gut: Ich war rasend eifersüchtig auf solche Typen. Heute denke ich: »Sportfuzzi«. Sie denken sich: »Scheibenheini«. Wir sind miteinander im Reinen. Aber damals schleppten sie (uns) alle Mädels ab, zuerst die Schwedinnen, dann die Däninnen, dann die Holländerinnen, dann die Deutschen und zuletzt auch noch die Österreicherinnen.

Für alle jüngeren Leser, die mit dem Skateboard zur Welt gekommen und mit dem Snowboard groß geworden sind: Ihr müsst euch Skilehrer ganz anders vorstellen als eure Schnee-Agassis und Brettl-Pitts. Die sind harmlos süß. Wenn man ihnen die Sonnenbrillen wegnimmt und sie von ihren dreizehn Markenprodukten trennt, dann sind das brave weiche Jungs wie

du und ich (es war). Skilehrer lebten in einer anderen Zeit. »Cool« war noch nicht erfunden, man lutschte stattdessen Firnbonbons von Engelhofer. Damals gab es zum Hineinfegen insgesamt drei Paar Skier: Atomic rot-blau, Atomic blau-rot und Blizzard-Firebird (rot-blau-rot). Was staunten wir über die Erfindung eines grasgrünen Plastikskischuhs namens Dachstein Concord! Goretex war unbekannt (wir hatten Texhages für langbeinige Baumwollunterhosen und hellblaue wasseranziehende Pistendölli-Stepp-Anoraks).

Zur »Skiausrüstung« gehörten ferner ekelige, wuzzelige, schmuddelige schwarzgraue Secondhand- bzw. Third-Leg-Leih-Skihosen. Sie durften nie gewaschen werden, sonst schrumpften sie auf die Hälfte ihrer selbst. Nur die Privilegierten trugen luftmatratzenfarbene enge Gummihäute namens »Jet-Hose«, die im Schritt alsbald münzgroße Jet-Lecks aufwiesen, welche sie umso interessanter machten. Die Jet-Hose war Voraussetzung für das Anbringen so genannter »Jet-Schwünge«, mit denen die Pistenverhältnisse rasch geklärt waren. Wer sie beherrschte, dem flogen die Touristinnenherzen zu.

Wir sind schon tief ins Reich der Skilehrer vorgedrungen: Die hatten alles, was man brauchte, um das wenige, was man konnte, voll zur Geltung zu bringen: Ski fahren und einheimisch sein. Beim Ersten versuchten wir mitzuhalten, das Zweite schafften wir nie.

Bei der Arbeit des Skilehrers gab es zwei Betätigungsfelder, ein flaches und ein steiles. Auf dem flachen waren Babylifte in Betrieb. Dort ersetzten die feschen, gut gebauten rotbackigen Kerle, die oft »I-bin-da-Toni« hießen und verwegen gemusterte Wollmützen trugen, den Kin-

GOLDMANN

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Daniel Glattauer

Die Vögel brüllen
Kommentare zum Alltag

Taschenbuch, Broschur, 240 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47243-7

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2010

Nicht nur die Vögel brüllen beim Lesen: geistreich und witzig, eben ein typischer Glattauer

Funkelnder Witz, Feingefühl und ein unbestechlicher Blick – all das zeichnet Daniel Glattauers Betrachtungen des Alltags aus. Der Autor selbst nennt seine fast 200 kleinen Meisterstücke „dramatisch harmlose Geschichten aus Österreich, einem Land, das den Witz aus dem Irrwitz schöpft, den Spaß aus der Hoffnungslosigkeit des Ernstes, den Humor aus der Tiefe der Wurschtigkeit. Deutschland würde uns darum beneiden, wäre es nicht unser steter satirischer Stargast. Die wichtigsten Themen: Stadt, Land, Tier, Name, Fluss, Berg, Beruf. Nicht zu vergessen: Urlaub, Wetter, Trinken und Essen.“

Der Titel im Katalog